

# SCHWEITZERS UHR GEHT ANDERS

Ein Bericht aus dem Urwald-Hospital in Lambarene / Von SPIEGEL-Redakteur Claus Jacobi

Über die weiße Seidenrobe hatte sie eine bayrische Loden-Joppe gezogen; auf dem Kopf trug sie schon in Paris-Orly einen Tropenhelm, der wegen des Regens in einer knisternden Zellophan-Tüte steckte. Und sogleich witterte sie in mir ihresgleichen: „Fliegen Sie auch zu IHM nach Lambarene?“

Meine Weggefährtin war eine Komponistin aus Denver, die über einen Besuch beim Cello-Meister Casals in der Schweiz versäumt hatte, rechtzeitig das nötige Visum für die schwarze Republik Gabun einzuholen, in der Lambarene liegt. Aber um zu IHM zu gelangen, schien ihr keine illegale Tat zu gewagt, keine Anstrengung zu schwer, wie ich bald erfahren sollte.

Denn von nun an unterwies mich meine Reisegegnossin in der Hausordnung von Albert Schweitzers Urwald-hospital Lambarene. Und da einer der dort verankerten Grundsätze heißt, Schwarze stehlen wie die Raben, wurde ich bei allen afrikanischen Zwischenlandungen unserer Maschine mit den Gepäckstücken der komponierenden Schweitzer-Jüngerin beladen („Vorsichtig, es sind ein paar Leckerbissen für IHN darin“), um sie gangway-auf, gangway-ab vor diebischen Negern zu sichern.

Dazwischen lehrten mich verträumte Ermahnungen: „Rauchen Sie nicht. ER hat es nicht gern.“ Oder: „Tragen Sie immer einen Tropenhelm, wenn sie IHN



nicht verärgern wollen.“ Und schließlich auch dieses: „SEINE Augen, die werden Sie nie vergessen.“

Am Spätnachmittag des gleichen Tages musterten mich diese Augen, mißtrauisch unter dem Rand eines Tropenhelms hervorspähend, zum erstenmal: Ihre Iris war grau-grün mit einem braunen Rand um die Pupillen. Dann senkte Albert Schweitzer den Blick wieder in einen verbeulten Marmeladenkübel.

Der einzige zum Mythos gewordene lebende Mensch dieser Zeit war damit beschäftigt, Zement für das Funda-

ment einer Eingeborenen-Hütte anzurühren.

Albert Schweitzers Werke über Jesu, Bach und Goethe, über die indischen Denker und das Abendmahl waren mit mir als Übergewicht in den Dschungel geflogen. Jetzt hielt mir der gefeierte Kulturphilosoph zur Begrüßung eine Lektion über die sinnvollste Art, Hartholz-Balken zu verzapfen, selbstgemischten Beton aus Sparsamkeit mit zerkleinerten Feldsteinen zu strecken und Trocken-Latrinen anzulegen.

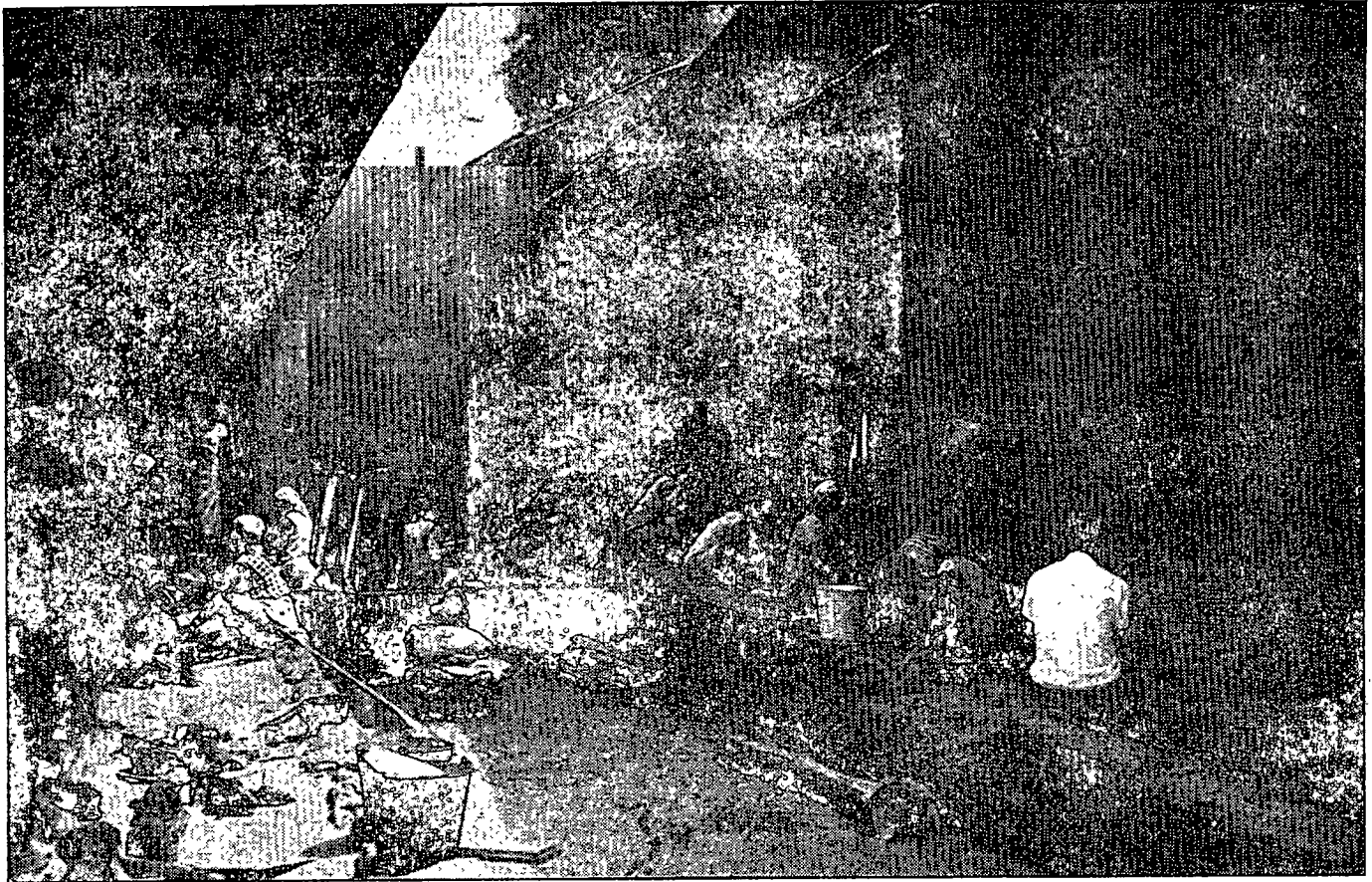
„Woher wissen Sie das alles?“ entfuhr es mir. Zum zweitenmal sah Albert Schweitzer zu mir auf: „Weil ich gebildet bin.“ Er ließ die Kelle sinken: „Kommen Sie, wir machen einen Rundgang durch das Hospital.“

Rundlauf wäre das treffendere Wort gewesen, denn der Geschwindschritt, den der alte Herr anschlug, hätte auch an einem Ort, der nicht in der Nähe des Äquators liegt, nur als schweißtreibend bezeichnet werden können; er eilte davon, als müsse er noch vor Sonnenuntergang eine Million (für karitative Zwecke) verdienen.

Nicht minder irreführend ist der Ausdruck „Hospital“. Vielmehr handelt es sich um ein Gebiet von etwa 100 Hektar, das sich über drei Hügel am südlichen Ufer des Ogooue erstreckt und auf dem zwei Siedlungen mit über 50 festen Holzhäusern liegen: die eigentlichen Hospital-Gebäude am Ufer, in denen 400 Kranke Aufnahme finden können,



Urwalddoktor Schweitzer, Gehilfin Silver: Von der Zivilisation eingeholt...



...wird die Primitivität künstlich erhalten. Kranken-Quartiere in Lambarene

und das einen halben Kilometer landeinwärts gelegene Lepra-Dorf mit 250 Bewohnern.

Zwei Unterschiede trennen Albert Schweitzers Urwaldhospital auf den ersten Blick von den üblichen Regierungskrankenhäusern im dunklen Erdteil: Es ist verwahrloster, und die kranken Eingeborenen kommen freiwillig, weil sie sich hier an ihren heimatlichen Kral erinnern fühlen.

Was in anderen Hospitälern als Unhygiene verdammt wird, erhält in Lambarene die Glorie des einfachen Lebens.

Räudige Hunde streichen durch die Krankensäle, unter den Fenstern der Operationsbaracke fließen in einer offenen Zementrinne die Exkremente der Kranken zum Fluß hinab, umherliegender Unrat und Abfälle hüllen das Hospital in eine Glocke süßlichen Gestanks. Das im Operationssaal benötigte Wasser wird im Freien abgekocht.

Aber die Operationstechnik entspricht westlichem Standard, die Kindersterblichkeit ist so gering wie in irgendeinem Tropenkrankenhaus der Ford Foundation, und wenn überhaupt, dann haben die weißen Samariter, nicht ihre schwarzen Patienten, unter der maleischen Primitivität zu leiden.

Hier wird kein Kranker bei seiner Ankunft entlaust, gebadet oder in einen sterilen Krankensaal gesteckt, sondern er kreuzt mit seiner Familie auf, erhält den Rat: „Geh' such deine Leute“, und zieht dann mit Weibern, Kochtöpfen und Hühnern auf eine hölzerne Pritsche ohne Bettzeug, umgeben von Kranken seines Stammes; kein Galoa würde freiwillig das Dach mit einem Pahonin teilen.

Neben geräumigen Krankensälen gibt es — für je zwei oder vier Schwarze — lichtlose Boxen, die nur eine Tür und keine Fenster besitzen. Gekocht wird über offenen Feuerstellen im Freien, vor denen die Schwarzen familienweise und stundenlang auf ihren Fersen kauern.

Leben die Verwandten eines Patienten in einem Dorf in der Nachbarschaft, wird er von dort gepflegt. Ist er mit Frau und Ziege von weit her gereist, empfangen die Angehörigen abends Essenrationen, sieben Bananen pro Kopf und Maniok-Brot, die sie selbst zubereiten. Dafür müssen sie arbeiten. Nur für Schwerkranke kocht das Hospital.

Fälle von Schlafkrankheit werden in das Regierungskrankenhaus in Lambarene überwiesen; alle anderen Seuchen werden im Hospital behandelt. Operiert werden vor allem Brüche und gräßliche Verwachsungen. Zivilisationskrankheiten wie Krebs oder Blinddarmentzündung hat Doktor Schweitzer bei keinem Schwarzen gefunden. Auch er selbst ist in Lambarene noch nie ernsthaft erkrankt.

Etwas abseits von den gewöhnlichen Unterkünften und Krankenstationen, aber durch keinerlei Absperrung von ihnen getrennt, erheben sich eine Tuberkulose-Baracke und die Quartiere der Geisteskranken.

Deren Hütten gleichen hölzernen Käfigen, in die sie nur eingesperrt werden, sobald sie einen bösartigen Anfall erleiden. Die Böden der einzelnen Zellen sind schräg, damit im Raum verrichtete Notdurft leicht hinausgespült werden kann.

So jammervoll das Dahinvegetieren dieser irren Schwarzen anzusehen ist — es ist eine der wenigen Stationen für Geisteskranke, die es im Inneren Afrikas

überhaupt gibt. Doktor Schweitzer, der seit zehn Jahren nicht mehr selbst operiert, besucht diesen Leidensort täglich.

Ähnliche Trostlosigkeit überfiel mich im Lepra-Dorf. Es ist mit Wellblech-Dächern gedeckt, die Albert Schweitzer von der Dotation des ihm verliehenen Friedensnobelpreises erstand.

In der Mitte der Siedlung hängt an einem Gestell eine Glocke aus der Sowjetzone mit der Inschrift: „Für den Frieden in der ganzen Welt, gestiftet von den Pressenwerkern Morgenröthe, DDR.“

Der japanische Augenarzt Dr. Takahashi und seine Frau, von denen Albert Schweitzer sagt, sie seien die „sanftmütigsten Menschen“, denen er auf dieser Welt begegnete, verbringen hier seit drei Jahren ihr Leben im Schatten der Krankheit, deren Namen noch immer Entsetzen ist.

Nur die wenigsten Leprösen gesunden je vollständig. Sobald sie eine Besserung spüren, ziehen sie in ihr Dorf zurück. Später kehren sie dann mit neuen Geschwüren bedeckt wieder. Und fast alle stecken mit der nicht vererblichen Krankheit ihre Kinder an. Die Versuche Dr. Takahashis, Söhne und Töchter von den aussätzigen Eltern zu trennen, mißlingen.

Auch die Lepra-Kranken, die tagsüber für das Hospital grobe Arbeit verrichten, bewegen sich — bis auf die schlimmsten Fälle — frei zwischen ihren Stammesbrüdern.

Nach dem letzten Krieg gab es während einer Europa-Reise Doktor Schweitzers einmal einen Aufstand der übrigen Patienten gegen die Leprösen; mit Messern gingen die Schwarzen gegen ihre aussätzigen Rassegenossen vor, von

denen sie angeblich bedroht worden waren. Der Zwischenfall forderte jedoch keine Opfer.

Obwohl die Krankheit nicht so ansteckend ist, wie gemeinhin angenommen wird, warnte mich Doktor Schweitzer, die Hände der Leprösen zu berühren, und Doktor Takahashi erklärte mich in seinem Behandlungszimmer auf, die Entwicklungszeit bei Lepra währe vier bis sechs Jahre: „Vielleicht habe ich es schon“, sagte er und stimmte ein hohes japanisches Stakkato-Gekicher an.

Die Europäer wohnen in den neuen Unterkünften des Hospitals, die wie alle Gebäude nach Albert Schweitzers Plänen und unter seiner Anleitung errichtet sind: Alle Häuser liegen ost-westlich, so daß die Tropensonne nie auf ihre Längswände fällt.

Vorder- und Hinterfront der Einzelzimmer, die jeweils die ganze Breite des Baus einnehmen, bestehen nur aus großen Balkenkreuzen, vor die Fliegen-draht gespannt ist. Jeder auch noch so linde Windzug einer Monsunbrise streicht daher durch alle Zimmer und macht das tropische Klima erträglich.

Außer dem „großen Doktor“, wie die Schwarzen Albert Schweitzer eher respekt- als liebevoll nennen, arbeiteten während meines Besuches noch fünf weitere Ärzte und zehn Pflegerinnen im Hospital. Sie alle haben einen regulären Zweijahresvertrag (einschließlich einer gründlichen Abschieds-Untersuchung in Europa und eines langen bezahlten Heimaturlaubs), den sie nach Belieben verlängern können.

Des Urwalddoktors älteste Mitarbeiterinnen — sie leiten die Verwaltung — sind die Holländerin Fräulein Ali Silver, die seit 17 Jahren im Hospital lebt, und



Monteur Friedmann  
Wasserspülung schadet dem Mythos

die Schweizerin Fräulein Mathilde Kottmann, die schon 1924 zu ihm stieß. Kein Mann vermochte über Jahrzehnte hinweg ihr opfer- und entsagungsreiches Leben im Schatten Albert Schweitzers zu teilen.

Zu dem klinischen Personal gesellen sich laufend wechselnd noch freiwillige Helfer. Während meines Besuches: ein junger Lehrer aus Kanada, ein Pfarrer aus Braunschweig, ein Student aus Dänemark. Meist kamen sie aus Neugier und blieben, um zu helfen; Wochen oder

Monate, manchmal werden Jahre daraus.

Deutsch ist die Umgangssprache dieser angestrengt arbeitenden, doch von allen materiellen Nöten befreiten, zugleich heiteren und selbstlosen Gemeinschaft.

Harmlose Abendflirts bei Koffergammophonmusik zwischen den jungen Leuten gehören ebenso zum Alltag von Lambarene wie gelegentliche Auseinandersetzungen zwischen alt und jung.

Bei meinem ersten Lambarene-Frühstück — alle Mahlzeiten werden von den Weißen gemeinsam eingenommen — zeigte eine junge amerikanische Krankenschwester, Marie-Louise, der die Babystation untersteht, ihren Kolleginnen stolz eine Plastikflasche für Säuglinge, die sie sich aus New York hatte schicken lassen und deren Schnuller durch einen einfachen Handgriff in den Flaschenhals befördert werden konnte, wo er zugleich steril blieb und als Verschluss diente.

Während die Plastikflasche den Beifall der jüngeren Anwesenden auslöste, empfand Fräulein Ali Silver angesichts des US-Schnuller-Patents nur Mitleid für die amerikanische Nation: „Schrecklich, so kompliziert leben zu müssen“, bedauerte sie und steifte hinaus.

„Was hat das Hospital gekostet?“ fragte ich kurz darauf bei einem gemeinsamen Spaziergang hinter meinem rüstigen Gastgeber herjapsend. Albert Schweitzer blieb stehen: „Meine Nerven.“ Und erst nach einer längeren Pause fuhr er fort: „Ich ahne nicht einmal, wieviel es täglich verschlingt. Wenn wir Geld haben, geben wir es sparsam aus.“

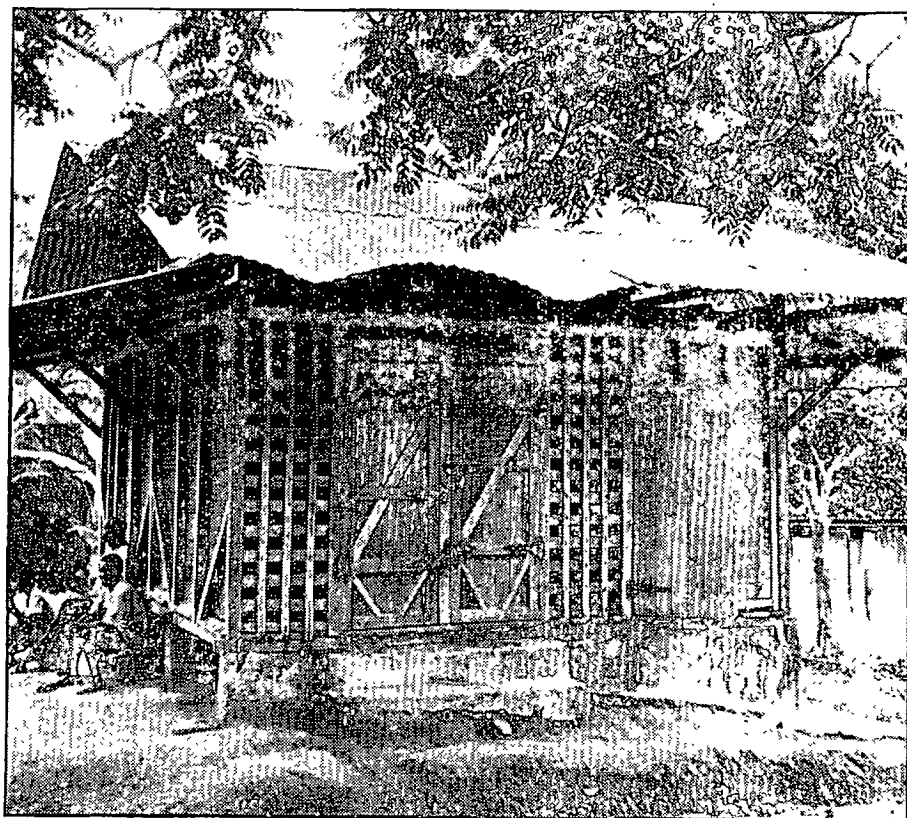
Tatsächlich ist die Finanzierung eines der bestgehüteten Geheimnisse von Lambarene. Niemand außer Doktor Schweitzer weiß, wie viele Sach- und Geldspenden eingehen und wofür sie verwandt werden.

Selbst der Mann in Poloheemd und Segeltuchhose, dem wir wenig später auf halbem Weg zwischen Hospital und Lepra-Dorf begegneten und durch dessen Hände als Leiter der „Albert Schweitzer Fellowship“ in New York jahrelang die Spenden der Neuen Welt für Lambarene liefen, vermag die Hospital-Financen nur zu schätzen: Dr. Emory Ross residierte noch vor wenigen Wochen als US-Direktor eines französischen Parfüm-Konzerns in New Yorks Fifth Avenue, jetzt verbringt er die ersten Monate seines Ruhestands in Lambarene.

An jenem Morgen dirigierte er einen Bulldozer, den die Regierung von Gabun leihweise zur Verfügung gestellt hatte, um durch den Dschungel einen Weg zu pflügen, der das Hospital erstmalig mit der Straße zur Landeshauptstadt Libreville verbinden soll.

Zu dritt trotteten wir im Schatten von 30 Meter hohen Rotholz- und Kapok-Bäumen über die rote, aufgerissene Erde, wo einst ein schmaler Trampelpfad verlief.

„Wir haben seit kurzem einen Mercedes-Lastwagen, der nun auf dem Landweg die Bananen für unsere Patienten holen kann, die wir bisher auf dem Fluß transportieren mußten“, erzählte Doktor Schweitzer. Aber der Stolz, mit dem er zuvor über den neuen Bau einer



Urwald-Irrenhaus: Geistesranke und Lepröse ...

primitiven Hospital-Hütte gefachsimpelt hatte, war seiner Stimme entchwunden.

Und als mein Fuß gegen einen der flachen Feldsteine stieß, mit denen der ursprüngliche Trampelpfad befestigt gewesen war, bevor der Bulldozer sie beiseite geschoben hatte, hob Doktor Schweitzer ihn auf, um sich wehmütig zu erinnern: „Jeden von ihnen habe ich vor Jahren einmal aufgelesen und an seinen Platz gelegt.“

Ich war unversehens über die Tragik gestolpert, die Albert Schweitzers Lebensabend in Lambarene überschattet und die ich im Gegensatz zu Fräulein Ali Silver bei der Frühstücks-Diskussion über die Plastikflasche noch nicht erkannt hatte: Die Zivilisation — verkörpert durch US-Schnuller, Mercedes-Lkw und Bulldozer — hat den Urwald doktor eingeholt. Das einfache Leben, das er einst wählte, muß er künstlich erhalten.

Als der junge Arzt Albert Schweitzer sich 1913 einschiffte, um im finstersten Afrika Gutes zu tun, reiste er 27 Tage, ehe er Lambarene erreichte; er war der einzige Arzt in 300 Kilometer Umkreis.

Heute hat der Ort ein modern eingerichtetes Regierungskrankenhaus und einen eigenen Flugplatz, auf dem ich 24 Stunden nach dem Start in Hamburg landete.

Auf den letzten Kilometern zwischen Ort und Hospital, die ich in einem von vier Aussätzigen des Lepra-Dorfes geruderten Boot zurücklegte, überholte dann auch mich die moderne Technik. Zerlumpete Neger, die stromaufwärts fischen wollten, knatterten an uns vorbei: An dem Heck ihrer primitiven Einbäume glänzten silbrige Christcraft-Außenbordmotoren.

Schweitzers Hospital gegenüber, in Sichtweite auf der anderen Seite des Flusses, erhebt sich das rosafarbene dreistöckige Haus einer neuen protestantischen Mission; im Hospital gibt es dagegen keinen einzigen massiven Steinbau.

Keine 800 Meter vom Hospital entfernt sind elektrisches Licht, fließend Wasser und Telefon eine Selbstverständlichkeit; im Hospital leuchten Petroleumlampen, es existiert keine Kanalisation, und dringende Botschaften werden durch Boten überbracht.

Albert Schweitzer blinzelte vergnügt, als ich ihn „warum“ fragte: „Sie halten mich für rückständig, nicht wahr? Ich will Ihnen etwas zeigen.“

Er führte mich zu einer kleinen Generatoren-Hütte am Flußufer, von wo der Röntgen-Apparat des Hospitals und die Lampe über dem Operationstisch mit elektrischer Energie versorgt werden.

Auf einen ölverschmierten Europäer deutend, der mit aufgekrepelten Ärmeln einen Motor reparierte, sagte er: „Das da ist Doktor Friedmann. Außer seinen Patienten muß er jetzt auch die Maschinen heilmachen. Und da soll ich mir mehr Maschinen anschaffen?“

Daß die Zivilisation mit Luftlinien, Impf-Aktionen und Elektrizität bis an die Grenzen des Urwaldhospitals vorgestoßen ist, vermochte und versuchte Albert Schweitzer nicht zu verhindern, obwohl dadurch die medizinische Bedeutung der Mission herabgesetzt wurde.

Gegen die Gleichschaltung seines Hospitals durch Technik und Hygiene indes setzt Doktor Schweitzer sich

zur Wehr, weil er sich davon — ohne Mehrkosten — keinen Nutzen für seine ärztliche Arbeit verspricht, wohl aber Schaden für sein moralisches Wirken. „Ich bin traurig“, sagt er, „unsere Einfachheit bedroht zu sehen.“

Jedes Wasserklosett wäre dem Mythos von Lambarene abträglich; jeder Transformator in Lambarene würde nicht nur Stromstärken verändern, sondern auch die einfachen Linien des Bilderbuch-Humanismus, den Albert Schweitzer sich und der Welt geschaffen hat. Darüber hinaus muß jede Maschine den absoluten Patriarchismus bedrohen, mit dem der Urwald doktor sein Reich regiert.

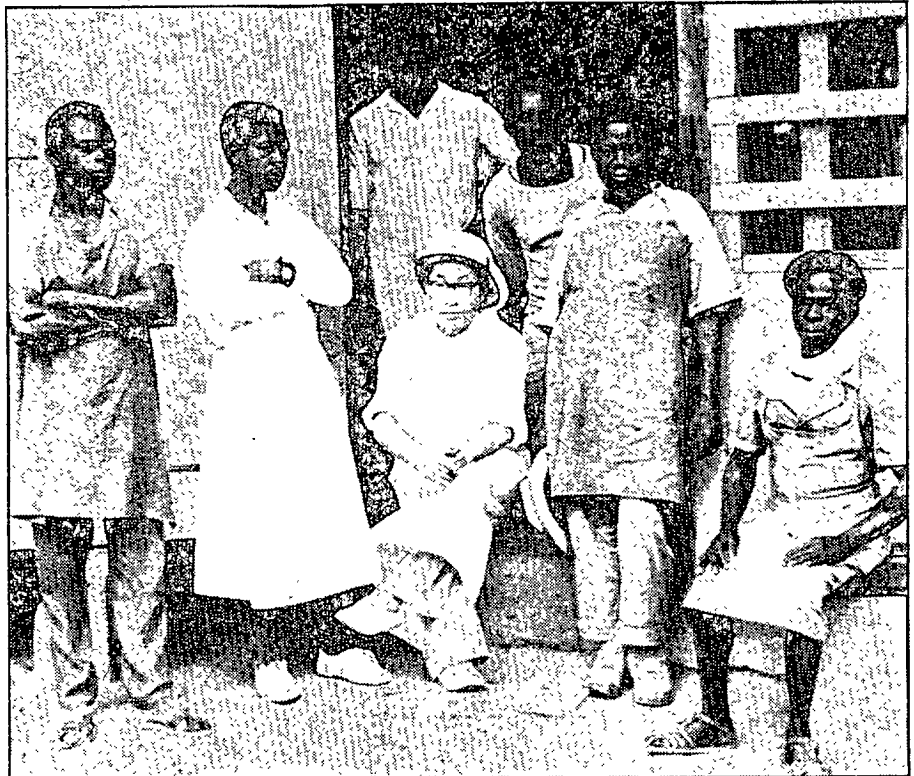
In fast einem halben Jahrhundert hat Albert Schweitzer im Urwald eine

Abendbrot im Speisesaal stehend auf Albert Schweitzer, ehe sie Platz nehmen.

Selbst seine Tochter Rhena, 41, die während meines Aufenthalts als Chef-laborantin im Hospital arbeitete, traute sich nach den Mahlzeiten erst eine Zigarette anzuzünden, wenn der Vater den Raum verlassen hatte.

Sinnbild der selbstherrlichen Demut Albert Schweitzers ist die hospitaleigene Uhrzeit. Um jede Minute des Tages zur tätigen Nächstenliebe nutzen zu können, ehe die frühe Tropennacht hereinbricht, hat „der große Doktor“ die gütige Zeit einfach um zwanzig Minuten verschoben. Schweitzers Uhr geht anders.

„Niemand, der mich nicht in Afrika erlebt hat, kennt mich“, hat Albert



...laufen frei im Hospital herum: Lepra-Arzt Takahashi, Aussätzige

Plantage der Nächstenliebe gerodet und bepflanzt. Und er herrscht auf seinem selbstgezinmerten Herrensitz des Humanismus mit der Allmacht eines Plantagenbesitzers. Sein Wort ist in Lambarene Gesetz. Er trifft alle wichtigen und die meisten unwichtigen Entscheidungen: sei es die Liste der geplanten Operationen für den nächsten Tag, sei es die Festsetzung des Einkaufspreises von Bananen.

Gegen Schweitzers Anordnung gibt es keinen Widerspruch. Ist eine Meinungsverschiedenheit zwischen zwei Ärzten oder Schwestern ausgebrochen, so ruft er die Streitenden am Abend auf sein Zimmer. Mit geschlossenen Augen teilt er seine Entscheidung zur Beilegung des Zwistes mit; Erklärungen oder Einwände der Beteiligten gibt es nicht.

Die Schwarzen, ob Patienten oder Arbeiter, reißen ihren Hut vom Kopf, wenn „der große Doktor“ an ihnen vorbeistapft. Die Europäer, ob Gäste oder Assistenten, warten beim Mittag- und

Schweitzer gesagt. Wer ihn in Afrika erlebt, ist von seiner Ausstrahlung benommen.

Schon physisch erscheint selbst einem Untertanen Konrad Adenauers, 84, die Arbeitsleistung Albert Schweitzers, 85, übermenschlich. 18 Stunden Arbeit und sechs Stunden Schlaf füllen seinen Tag.

Er steht um sechs Uhr auf. Bis zum Frühstück, um halb acht, ist er ungenießbar, unansprechbar. Mit unerbittlicher Pedanterie plant er in seinem Kopf Minute für Minute des Ablaufs eines Lebenstages für ein paar hundert Menschen.

Den von der Morgenwäsche noch nassen Haarschopf ungewohnt glattgekämmt, löffelt der Urwald doktor stumm seinen Frühstücksbrei; Butter gibt es nur zweimal die Woche. Mit einem Taschenmesser schält er sich eine frische Frucht.

Um acht Uhr ruft der weit schallende Metall-Gong, der das Leben des Hospitals mit militärischer Präzision regelt, zum Morgenappell auf dem Kasernen-



hof der Nächstenliebe vor Doktor Schweitzers Haus.

Schwarze Frauen und Männer, genesende Patienten und eingeborene Hilfskräfte schlurften heran. Jeder wird mit Namen aufgerufen und eingeteilt: zum Wasserholen, in die Waschküche, zur Wegabesserung oder zum Hüttenbau.

Unendlich träge, wenn nicht mürrisch, fügen sich die Neger in ihr leidvolles Schicksal, arbeiten zu müssen. Auf der Treppe, die zu seinem Zimmer führt, steht „der große Doktor“ und greift immer wieder selbst ein: „Nimm den, der andere ist ein Idiot“, ist an diesem Morgen der erste Satz, den ich von ihm höre.

Ich ziehe mit Albert Schweitzer und einem Trupp Farbiger zum angefangenen Bau der neuen Unterkunft. Doktor Schweitzer hat mir einen seiner alten Tropenhelme auf den Kopf gedrückt, obgleich die Sonne hinter dicken Wolken verborgen ist.

Mit dem ihm eigenen Starrsinn besteht er darauf, daß dieses Abzeichen alter Kolonialisten von allen Weißen im Hospital getragen wird, während kein Eingeborener einen Tropenhelm aufsetzt.

Nicht minder ungewöhnlich — wenn auch zweifellos berechtigt — nimmt sich auf dieser Insel der Menschlichkeit Albert Schweitzers Zwangsvorstellung aus, daß alle Schwarzen ihn bestehlen wollen.

Jeder Weiße muß sein Zimmer abschließen, auch wenn er nur die ebenfalls abgeschlossenen Europäer-Toiletten aufsuchen will.

Jedes Paddel, jede Gabel, jede Wolldecke in Lambarene ist mit den Initialen A. S. B. (Breßlau war der Mädchenname der 1957 verstorbenen Frau Albert Schweitzers) versehen, um es vor schwarzen Langfingern zu sichern, die — kaum gesundgepflegt — ihren Sinn darauf richten, das Hospital reicher zu verlassen, als sie es betreten haben.

„Alles muß ich selber machen“, klagte mir Albert Schweitzer. Aber er wäre natürlich nicht bereit, irgend etwas von irgend jemand anders machen zu lassen.

Auf der Baustelle zeigt er jedem Schwarzen jeden einzelnen Handgriff; sie scheinen es trotzdem nie zu lernen. Und kaum dreht der Urwalddoktor ihnen den Rücken, um mir von der Mystik des Paulus zu erzählen, erstarren sie zu schwarzen Kunstfiguren.

Zuweilen reißt sein jähzorniges Temperament Albert Schweitzer mit. Einen Faulpelz schickt er zurück: „Ich habe keine Geduld, mich mit dem Simpel abzugeben.“

Einen anderen Schlingel, der während der Arbeit heimlich eine Pfeife ansteckt, knufft, pufft und schubst er, bis der Übeltäter das Laster-Werkzeug fallen läßt.

Albert Schweitzer ist einer der letzten Europäer in den freigewordenen Staaten Zentralafrikas, der unbeirrt Backpfeifen an Neger austeilte, wenn es ihm nötig scheint. „Ich bin dein Bruder“, predigt er ihnen, „aber ich bin dein älterer Bruder.“

Ist die Arbeit getan, bedankt Albert Schweitzer sich bei den Schwarzen, so wie er von ihnen erwartet, daß sie jede eingelegte Pause mit einem „Merci, le docteur“ quittieren. Sich selbst gönnt

er, bis auf eine halbe Stunde Mittagszeit, keine Pause.

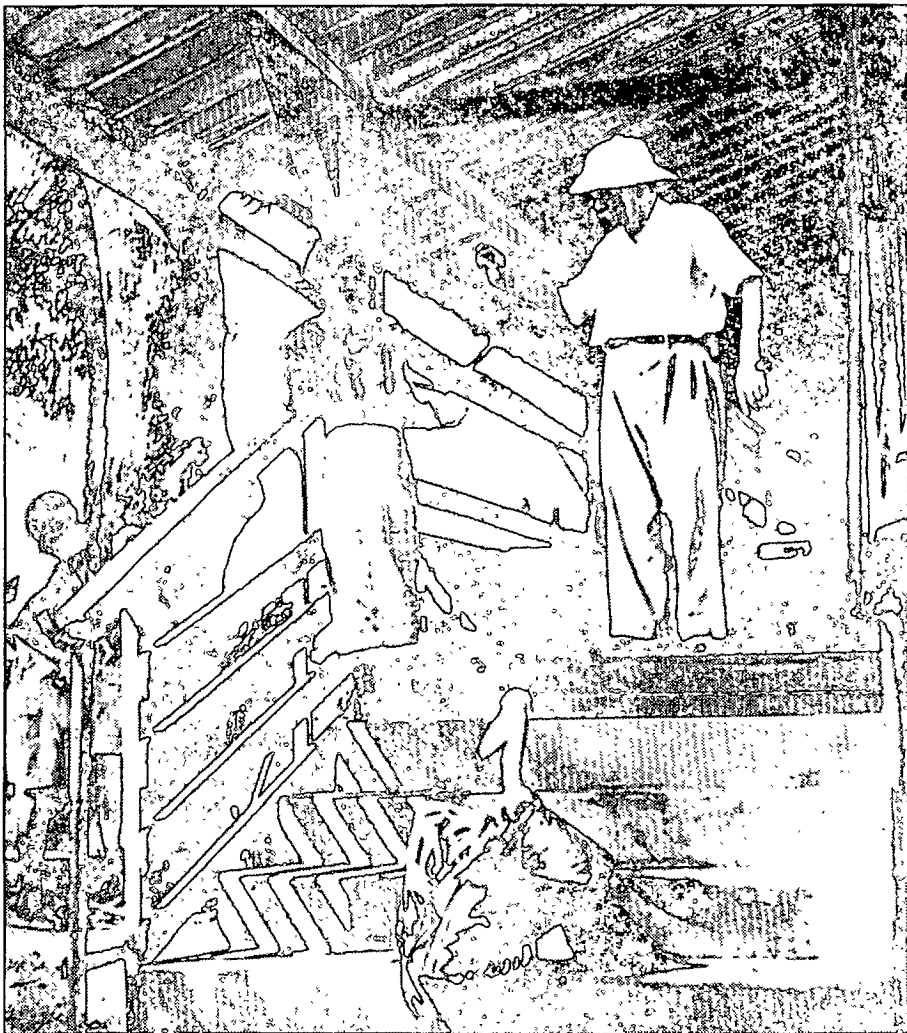
In welchen Winkel des Hospitals ich auch mit ihm wandere, stets finden uns Boten, die seine schriftliche Entscheidung zu einem Medizin-, Küchen- oder Transport-Problem einholen sollen.

Einmal taucht eine Schwester auf. Sie hält in ihren Händen einen kleinen Vogel, dessen eines Bein fast durchgeschnitten ist und nur noch an einer Sehne herabhängt. Ob es geschieht werden könne oder ob der Vogel getötet werden müsse, fragt sie. „Unsinn“, grollt Schweitzer, „schneid' es ab und verbinde ihn. Möchtest du nicht auch mit einem Bein weiterleben, wenn du zwei Flügel hättest?“

seinen Lieblingshund vom gedeckten Tisch und trägt stets einen Beutel mit Getreidekörnern bei sich, um sie den Hühnern vorzustreuen.

Einen Gast, der eine Ameise zerdrückte, fuhr er mit geschwollener Zornesader an: „Wer hat Ihnen erlaubt, die Ameise zu töten? Hier im Spital gehört die Ameise mir.“ Ich sah, wie er seinen Federkasten offenließ, um darin kriechende Ameisen nicht einzusperren.

Albert Schweitzer — so will es scheinen — liebt alle Menschen und jedes einzelne Tier. Und während seine mächtige Stimme von Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung durch das



Pelikan, Freund: Keine Zeit für gestohlene Frauen

So olympisch Doktor Schweitzers Gedankenwelt ist und so unsentimental, fast herrisch er Jahrzehnt für Jahrzehnt Tausende menschlicher Leben rettet und menschliche Leiden mindert, so zärtlich ist sein Verhältnis zu den Tieren.

Antilopen, Wildschweine, Schimpansen, ein Pelikan, ein Gorilla, Dutzende von Hunden und Katzen und über hundert Ziegen und Hühner gehören zu seinem Privatzoo. Nur die Schweine und Antilopen sind eingezäunt. „Weil sonst die Schweine die Hühner fressen und die Schwarzen die Antilopen“, erklärt mir Albert Schweitzer.

Er lacht, wenn sein Pelikan die schwarzen Küchenboys ins Bein zwickt, füttert

Hospital dringt wie das Bellen eines mißgelaunten Bernhardiners, klingt sie wie Melodie gewordene Sanftmut, wenn er ein Tier liebkost.

Den Menschen gilt dieser gütige Ton erst am Abendbrotstisch. Vor dem Essen spricht Doktor Schweitzer mit geschlossenen Augen auf französisch oder deutsch ein kurzes Tischgebet. „Danket dem Herren, denn er ist freundlich“, sagt er an diesem Abend.

Bei der Mahlzeit — er hat verboten, daß ihm irgend jemand eine Schüssel anbietet — beteiligt er sich nur selten an der Unterhaltung seiner Mitarbeiter und Gäste. Er hat keine Jünger, die zu seinen Füßen sitzend seiner Predigt

lauschen können. Und den wenigen Verehrern, denen er erlaubt, nach Lambarene zu kommen, will er tagsüber seine „Ehrfurcht vor dem Leben“ - Ethik vorleben. Das Wort richtet er selten an sie.

Nach Tisch werden von schwarzen Bediensteten Gesangbücher verteilt. Albert Schweitzer setzt sich an das tropen-feste Klavier mit Orgelpedal, das ein Geschenk der Pariser Bach-Gesellschaft ist, und spielt einen Choral, während die Anwesenden singen.

Dann liest der Urwalddoktor ein Stück aus der Bibel, das er anschließend erklärt. Abend für Abend gibt er eine ergreifende und freigeistige Bibel-Interpretation.

Schwer liegt die Müdigkeit des Tages um diese Stunde auf seinen Lidern. Sein Gesicht ist eingefallen; sein Schritt verrät erstmalig sein biblisches Alter. Aber der Tag ist für ihn noch nicht zu Ende. Bis Mitternacht sitzt er in seinem Zimmer, liest, denkt und schreibt, bis Fräulein Mathilde Kottmann mit jener Floskel mahnt, die zum Film-, Buch- und Theaterstück-Titel wurde: „Es ist Mitternacht, Doktor Schweitzer.“

Ein paar Abende ging ich mit ihm. Die Petroleumlampe mit dem grünen Schirm erhellt das Zimmer nur undeutlich: ein Bett unter einem Moskitonetz, ein Waschtisch mit Schüssel und Kanne, Bücherborde und zwei lehnenlose Hocker vor einem Schreibtisch, auf dem Werkzeug, Briefe, Bücher, Medizinampullen, Zeitungen und Röntgenaufnahmen aufgehäuft sind.

Doktor Schweitzer analysiert die Abrüstungsvorschläge der Großmächte und zitiert aus dem Gedächtnis Chruschtschow, US-Außenminister Herter oder gar den SPIEGEL. „Ich finde nicht“, knurrt er, „daß die Situation gut genug ist, um Golf oder Boccia zu spielen.“

Am Tag meiner Abreise stoße ich durch Zufall auf den abseits des Weges im Dschungel versteckten Friedhof des Hospitals, von dem mir niemand berichtet hatte: Sieben ungepflegte Zementgräber ehemaliger Mitarbeiter sind von Schlingpflanzen, Moos und Unkraut überwuchert. Die Eingeborenen meiden diesen Ort, aber offensichtlich meiden ihn auch die Europäer. Keine Blume ist dort gepflanzt, kein Kranz schmückt die Gräber, kein Zaun hält Ziegen oder Hühner fern.

Albert Schweitzer hat für die Toten, deren sich ein Größerer angenommen hat, keine Zeit. Er hilft den Lebenden — und auch ihnen nur, wenn er ihre Leiden für echt erklärt.

Als ich vom Friedhof zu seinem Haus gehe, um mich zu verabschieden, sehe ich ihn schon von fern auf den Stufen der Treppe stehen, die zu seinem Zimmer führt. Vor ihm, am Fuß der Stiege, gestikulieren zwei Schwarze und schwatzen lärmend auf ihn ein.

Wie sein Pelikan den mächtigen Kopf ein wenig schräg neigend — das Alter hat den 85-jährigen auf einem Ohr harthörig werden lassen —, lauscht Doktor Schweitzer dem Palaver. Dann scheucht er die beiden mit ungeduldiger Geste zurück in den Busch und kommt auf mich zu.

„Weiber“, schnaubt er entrüstet, daß sich sein weißgelber Schnurrbart sträubt: „Ihnen sind die Weiber gestohlen, und ich soll sie wieder holen. Vor 40 Jahren hätte ich mich darüber aufgeregt. Jetzt hab' ich dazu nicht mehr Zeit.“

## 3 elegante Mixer

Gute Drinks werden besser und bekömmlicher - durch Mixgetranke von Canada Dry.  
Der Geschmack - rein und mild.  
Die Kohlensäure - feinst verteilt - erschließt das Aroma.  
macht Ihre Drinks vertraglicher.  
Mehr Genuß - und interessant.

- ♣ Canada Dry Club Soda ohne Eigengeschmack, läßt dem Alkohol den Vorzug!
- ♥ Canada Dry Tonic Water herb und eigenwillig - sorgt für einen klaren Kopf!
- ♠ Canada Dry Ginger Ale aus echtem Jamaika-Ingwer; vornehm, männlich, schmeckt auch pur getrunken köstlich.



gut  
gemixt

